

Die einzelnen Textelemente orientieren sich inhaltlich im Band 1 an einem Grundgedanken des Tagesevangeliums (Sonntage der Lesejahre A bis C und [Hoch-]Feste des Herrn und der Heiligen im Herrenjahr), während sie im zweiten Teilband auf die Biografie des/der Tagesheiligen (vom 1. Januar bis zum 31. Dezember) abgestimmt sind. Bemerkenswert und von großem Wert ist dabei, dass alle – auch die vielen regional verehrten – Heiligen und Seligen des deutschen Sprachgebietes (Stand Oktober 2005) berücksichtigt und aufgenommen sind – samt den verfügbaren approbierten Tagesgebeten. Bei den durchwegs soliden Texten ist hervorzuheben, dass die Kyrierufe erfreulicherweise – ihrem Charakter entsprechend – stets eine Huldigung an den Herrn der Versammlung zum Ausdruck bringen. Schade ist, dass die Fürbitten mit ganz wenigen Ausnahmen fast ausschließlich im Imperativ („Gewähre“, „Gib“, ...) formuliert sind und andere Formen (vgl. die Handreichung des Deutschen Liturgischen Instituts „Mit der Not der Welt vor Gott. Inhalte und Formen der Fürbitten“) nicht zur Anwendung kommen. Hinsichtlich der „Kommuniongebete“ geht der Autor davon aus, dass heute viele Menschen „nicht mehr recht [wissen], wie sie beten sollen“ (1, 27). Mit den Texten will er deshalb Anregungen geben für die Gebetsstille, die nach der Kommunionsausteilung gehalten werden kann. Gerade mit Blick auf die angesprochene „Unbeholfenheit“ der heutigen Feiernden erscheinen allerdings etliche der vom Autor erstellten, aus dem Gotteslob angepassten oder aus der ostkirchlichen Liturgie übernommenen Texte als zu anspruchsvoll. Dazu kommt, dass man heute insgesamt eher zu einer strengen Askese bei der Auswahl zusätzlicher Texte raten möchte. Wäre es nicht sachgemäßer gewesen, nach der Kommunion statt zusätzlicher „Kommuniongebete“ eher zur Meditation des meist vernachlässigten Kommunionverses zu motivieren? Ungeachtet dessen können die „Kommuniongebete“ auch als anregende Quelle für die persönliche Vorbereitung und Einstimmung auf die Liturgie Verwendung finden.

Beide Bände enthalten einleitend Einführungen zu den entsprechenden Messelementen mit Hinweisen zu ihrem Charakter und ihrer Bedeutung, zur geschichtlichen Entwicklung und der konkreten Inszenierung im Feiertagszug. Bedauerlich, dass dabei – gegen die Bestimmungen des Messbuches – der Ambo

ohne weitere Einschränkung oder Erläuterung als Ort für Kyrierufe und „Kommuniongebete“ aufscheint (vgl. 1, 16.29), was in der Praxis seinem symbolischen Wert als „Tisch des Wortes“ abträglich ist.

Trotz der angesprochenen Kritikpunkte wird diese solide und qualitätvolle Handreichung von vielen Liturgieverantwortlichen als willkommene Entlastung angenommen werden.

Linz

Christoph Freilinger

MORALTHEOLOGIE

♦ Rosenberger, Michael: *Determinismus und Freiheit. Das Subjekt als Teilnehmer*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2006. (295) Geb. Euro 59,90 (D).

Die Debatte über Willensfreiheit und Determinismus bewegt Menschen seit Jahrtausenden. Unter den Vorzeichen der modernen Naturwissenschaften stellen sich die alten Probleme gegenwärtig neu und werden kontrovers diskutiert. Schließlich geht es um nicht weniger als um die Frage, inwieweit Menschen einander Verantwortung für ihr Handeln zumuten und zuschreiben können, inwieweit die Ethik gerechtfertigt ist. Im vorliegenden Buch setzt sich Michael Rosenberger, Moraltheologe an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz, mit den geschichtlichen (1. Teil) und systematischen Aspekten (2. Teil) des Diskurses auseinander und formuliert bereits in der Einleitung die These: Von Freiheit lässt sich nur in der Erste-Person- bzw. Teilnehmerperspektive sprechen, aus der Dritte-Person- bzw. Beobachterperspektive ist sie nicht zu finden, weil sie methodisch eliminiert ist (9f.). Beide Aspekte, Determination und Freiheit, sind nicht einfach ineinander überführbar, so dass die Lösung nicht in einem Entweder-Oder, sondern in einem Sowohl-als-Auch zu finden sein muss.

Der *Erste Teil* des Buches bietet einen historischen Abriss. Der Verfasser setzt ein mit der antiken „Vorläuferdebatte“ (11). Sie ist noch nicht geprägt vom naturwissenschaftlichen Kausaldenken, sondern vom determinierenden Fatum der Götter und der damit einhergehenden Frage nach der freiheitlichen Verantwortung des Subjekts. Erst nachfolgend etabliert die antike Philosophie zwei Welten. Die Natur wird als durch ewige Gesetze bestimmt und damit

vollständig determiniert gedacht; der Mensch hingegen als freies Wesen und damit möglicher Adressat ethischer Appelle (40).

Die frühchristliche Theologie greift die Problematik auf. Der Verfasser bringt an dieser Stelle Ausführungen zu Justin, Bardesanes von Edessa und Origenes, um sich dann Augustinus vertieft zuzuwenden. Ausgangspunkt für den Nachweis menschlicher Freiheit ist bei Augustinus einerseits die Frage nach dem Ursprung des Bösen angesichts einer guten Schöpfung, andererseits der die Freiheit ausschließende Gedanke göttlicher Vorherbestimmung. Allerdings übergeht der Verfasser die Prädestinationslehre, da sie für das Problem nichts beitrage (62). Das Mittelalter wird kühn übersprungen, um bei der Auseinandersetzung zwischen Erasmus und Luther zu landen, die erstaunlicherweise der frühchristlichen Theologie zugeordnet werden. Fazit: Erasmus verbleibt im augustinischen Denken; Luther verfällt in Übertreibung und lässt es an begrifflicher Präzision mangeln (69).

Die ersten denkerischen Auseinandersetzungen mit dem naturwissenschaftlichen Determinismus beginnen im 17./18. Jh. Die theologische Fragestellung von Theodizee und Soteriologie wird zugunsten der Hinwendung zum Leib-Seele-Problem aufgegeben. Descartes nimmt das Problem als erster ernst und landet in einem Substanzdualismus, um Freiheit aufrecht erhalten zu können. Allerdings lässt sich eine Wechselwirkung von Körper (*res extensa*) und Geist (*res cogitans*) so nicht mehr hinreichend erklären. Dem folgen einige Lösungsversuche monistischer und dualistischer Spielart. Der Verfasser greift zurück auf Locke, Spinoza, Leibniz und Hume. Mit Kant erreicht die Diskussion ihren Höhepunkt. Hier deutet sich bereits die Einsicht an, dass es sich nicht um einen ontologischen Dualismus handelt, sondern um das erkenntnistheoretische Problem von zwei Zugangsweisen zu der einen Wirklichkeit, um zwei Perspektiven auf dieselbe Sache.

Dem schließen sich Aussagen der analytischen Philosophie, der Wissenschaftstheorie und der Existenzphilosophie an. Wittgenstein erkennt im Problem von Determinismus und Freiheit zwei Sprachspiele, die sich nicht ineinander überführen lassen. Planck weist mit Blick auf die Unterscheidung von Beobachter und Teilnehmer darauf hin, dass der Akt des Erkennens das Erkannte bestimmt und verändert (143). Der distanzierte Blick lässt nur Kausalität und Determination zu; die Wahrnehmung des

Subjekts lässt Freiheit als Wirklichkeit in Wille und Gefühl erfahren (144). Die Existenzphilosophie (Heidegger, Jaspers, Rahner, Welte) zeigt, dass im Vermögen des Menschen, sich zu sich selbst verhalten zu können, die ursprüngliche Perspektive liegt. Die Teilnehmer- geht der Beobachterperspektive voraus.

Damit hat der Verfasser die gegenwärtige Debatte erreicht. Zunächst werden naturwissenschaftliche Systemtheorien vorgestellt (von Foerster, Maturana, Varela). In ihnen wird Freiheit – ausgehend von einem nicht-linearen und nicht-trivialen Kausalitätsverständnis – reduziert auf Nichtvorhersagbarkeit und Undurchschaubarkeit der Zukunft. Auch die Libet-Experimente, häufig angeführt, um subjektive Freiheit aus naturwissenschaftlicher Perspektive als Illusion einzuordnen, werden kritisiert. All diese Ansätze sind als monistischer Determinismus zurückzuweisen. Sie können die lebenspraktische Erfahrung subjektiver Freiheit nicht entkräften. Der Verfasser zeigt mit Hilfe retorischer Argumente, dass die Bestreitung von Freiheit immer schon Freiheit voraussetzt (204f.). Vielmehr müsse die Perspektivendualität der Neurowissenschaften akzeptiert werden. Zusammenfassend: „Solange jemand eine systemfremde Denkweise in seinem eigenen System noch als Spielverderberei betrachtet, ist einem der beiden oder auch beiden die rechte Zuordnung der Systeme noch nicht gelungen“ (213). Nicht nur Freiheit, sondern auch Kausalität, so Rosenberger, ist soziales Konstrukt (215).

Der *zweite Teil* des Buches ist systematischer Provenienz. Der Verfasser beginnt mit einer Zusammenfassung des historischen Durchgangs in sieben Thesen. Erstaunlich ist die Nähe zu den Thesen von Habermas, die dieser in seiner Rede zur Verleihung des Kyoto-Preises vorgetragen hatte. Der Autor beteuert jedoch, seine Ansichten vor deren Veröffentlichung formuliert zu haben (226). Die gewonnene und gut begründete Perspektivendualität findet in den folgenden Abschnitten Anwendung auf weitere Themen der Ethik. Ethik und ihre Normen lassen sich nur aus der Teilnehmerperspektive sinnvoll entfalten. Die Beobachterperspektive führt in einen naturalistischen Fehlschluss. Deutlich wird dies im Diskurs um Fragen der Bioethik und der Zuschreibung von Verantwortung, Schuld und Strafe im juristischen und ethischen Sinne. Auch Kants zentraler Begriff der Selbstzwecklichkeit des Menschen muss aus der Teilnehmerperspektive heraus erläutert und verstanden werden.

Die abschließende Kritik am Utilitarismus ist nur konsequent. Als empiristisches Unterfangen muss er in der Ethosbegründung scheitern.

Das Buch stellt eine echte Basis und Diskussionsgrundlage für die Problematik von Determinismus und Freiheit und deren mögliche Lösung dar. Das Destillat der Dualität von Beobachter- und Teilnehmerperspektive erscheint sinnvoll und weiterführend. Dennoch muss kritisch gefragt werden, ob es tatsächlich damit getan sei, sich auf eine irreduzible Perspektivendualität und die mit ihr verknüpften inkommensurablen Sprachspiele zurückzuziehen. Wille und Gefühl sind kein Aufweis für wirkliche Freiheit, und retorsive Argumente sind rhetorisch geschickt, vermögen die Behauptung, Freiheit sei nur Illusion, nicht zu entkräften. Gesucht ist eine sinnvolle Zuordnung der beiden Perspektiven.

„Determinismus und Freiheit“ kann als Fortschritt in der Geschichte des Freiheitsdiskurses betrachtet werden (9), auch wenn die Frage, ob der Verfasser tatsächlich die „Rosinen“ aus den einzelnen Epochen herausgepickt hat, offen bleiben kann (9). Halten wir fest: Rosenberger ist in jeder Hinsicht ein scharfsinniger Denker (97), obgleich seine Ansichten zu Luther der Ökumene abträglich und als überholt (89) einzustufen und seine Ausführungen zum Mittelalter sehr mangelhaft (134) sind. Die Entflechtung der Perspektiven ist hingegen überaus plausibel (132). Er hat seine Lektion gelernt (179).

Würzburg

Sebastian Schoknecht

SPIRITUALITÄT

♦ Sutter Rehmann, Luzia / Rapp, Ursula / Metternich, Ulrike (Hg.), *Zum Leuchten bringen. Biblische Texte vom Glück*. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2006. (208) Kart. Euro 19,95 (D) / Euro 20,50 (A) / CHF 36,10.

In diesem Sammelband wird das vielschichtige Wort *Glück* auf seine theologischen Dimensionen, seine Wurzeln und biblischen Bilder hin untersucht (vgl. 9). Schon in der Einleitung werden sowohl die Komplexität des Begriffes als auch die Gefahren beim Schreiben darüber deutlich. Ein Anliegen der Herausgeberinnen ist es, der Kunst, „das Glück ins Leben herein zu lassen, es zu locken, zu rufen“ (22), auf die Spur zu kommen. Das Ziel des Buches ist keine kontextlose Definition von Glück, sondern

vielmehr eine „Degustation“ (12). Demgemäß ist auch die Leserin (und der Leser) von Anfang an eingeladen, den eigenen Glücks-Standpunkt wahrzunehmen und zu überprüfen.

Ein wesentlicher biblischer Wegweiser sind die „Seligpreisungen“, die Ursula Rapp als „Glücklichpreisungen“ (22) deklariert, da sie von einer Haltung, einer Praxis oder einem Ort sprechen, der Glück ist oder glücklich macht (vgl. 25). Im „Murmeln und Nachsinnen der Weisung Gottes“ (40) kann sich die Quelle eines Lebens erschließen. Darin, so lehrt Psalm 1, liege das Glück (vgl. 41), welches jedoch kein „unantastbarer Besitz“ (34) werden kann, sondern ständig in Bewegung bleibt und immer wieder neu zu suchen ist. Dorothee Sölle hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, immer wieder vom Glück zu reden. Ulrike Metternich konzentriert sich in ihren Ausführungen über das Glücksverständnis Dorothee Sölles auf deren Gedichtbände (vgl. 46). Zentral scheint die Erkenntnis, dass Glückserfahrungen neue und lustvolle Kreativität wecken, die Welt mitzugestalten (vgl. 52).

Diese Lust und diese Freude verändern den ganzen Menschen und lassen sich nur selten verbergen. So schreibt Luzia Sutter Rehmann über „Glanz und Licht als Metaphern des Glücks“ (59). Das strahlendste Beispiel aus der Kunst ist der Heiligenschein, der „vom gelungenen Leben und von der Verbundenheit mit der Quelle allen Lichts“ (63) erzählt. Ebenso beleuchtet Sutter Rehmann die hebräischen und griechischen Wörter, mit denen in der Bibel das Erscheinen Gottes ausgedrückt wird, das die Menschen mit Segen und Glück erfüllt (vgl. 69).

Nancy Cardoso Pereira, deren Text aus dem Portugiesischen übersetzt wurde, schildert den existenziellen Zusammenhang von Vergessen und Glück, der das Leben auf dem lateinamerikanischen Kontinent prägt (vgl. 81). Mit leidenschaftlichen Worten beschreibt sie ihren Weg der Relektüre der Bibel, wobei sie durch Ab- und Umkehrungen Gnade und Leichtigkeit erfährt und im Besonderen neue Würde für die Körper der lateinamerikanischen Frauen und Männer erarbeitet.

Luise Schottroff schreibt von einer „Glückserfahrung“ (101), wenn in Momenten des Unheils, der Gewalt und der Ungerechtigkeit mit Gott ein Neuanfang geschieht. Gottes Nähe bringt Lachen und Sattsein, dies erzählen sowohl die Gleichnisse als auch die Seligpreisungen (vgl. 105). Luzia Sutter Rehmann zeigt anhand von Lukas 13, dass es dafür den